

Rechtszustand durch einen Beschluß der großen europäischen Mächte gesetzt." Das deutsche Volk jubelte über die Erklärung. Die Erbitterung über den Congreß, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, ging unter in dem Haß gegen Napoleon, in der Kampfeslust.

Die drängenden Ereignisse veranlaßten die Abgeordneten der mittleren und kleineren Staaten zu neuen Erklärungen an Metternich und Hardenberg. Sie wünschten die Lösung der deutschen Verfassungsfrage, damit das Volk beruhigt und zum Kampfe geneigter würde. Mußte auch die Herstellung des Kaiserthums aufgegeben werden, so ward doch die Zusage gegeben, daß der Bund wirklich jetzt geschlossen und über die wesentlichen Grundlagen eine Uebereinkunft getroffen werden solle. Stein selbst schöpfte wieder Hoffnung.

Aus Frankreich kamen die schlimmsten Nachrichten. Der ganze sittliche Gräuel des französischen Volks brach wieder hervor. Der Marschall Ney hatte den Befehl über die Napoleon entgegengesandten Truppen in Burgund erhalten; als er vom Könige Abschied nahm, küßte er ihm mit Inbrunst die Hand, vergoß Thränen, ließ sich von ihm eine halbe Million Franken bezahlen, um seine Schulden zu tilgen, da er für ihn jetzt in den Tod gehe, und jagte: „Ich werde Ihnen den Tiger gefesselt bringen!“ Er reiste darauf ab und führte seine Truppen zu Napoleon. Als er diesem seine Abschiedsscene erzählte, setzte er lachend hinzu: „Ich habe innerlich recht gelacht über das dicke Schwein!“

Napoleon kam nach Paris. Da fand er unter den Papieren, die der mit Ludwig XVIII. geflohenen Minister des Auswärtigen zurückgelassen, den geheimen Vertrag vom 3. Januar, der auf Betrieb Talleyrands und seiner Helfershelfer gegen Preußen und Rußland von den übrigen Mächten geschlossen worden war. Napoleon, in der Hoffnung, unter die Mächte in dem Augenblicke, da sie sich gegen ihn vereinigen wollten, einen Zankapfel zu werfen, schickte ihn an Alexander. Als dieser die Urkunde empfing, erzählt Perz, ward er heftig und aufgereggt; er ward

Siebentes Capitel.

Stein von Napoleon's Wiederkehr bis zum Congreß in Aachen.

Da erscholl plötzlich die Nachricht, Napoleon habe die Insel Elba verlassen. Die erste Kunde brachte am 7. März ein Schreiben des englischen Gesandten in Florenz, Lord Burgersh, an Wellington in Wien. Die Parteien näherten sich. Kaiser Alexander erklärte laut, er habe voriges Jahr in Paris gefehlt, aber er sei bereit, an der Spitze seines Heeres den pariser Frieden aufrecht zu erhalten. Stein bemerkte gegen Capodistria, es sei dringend nöthig, daß die acht Mächte, welche den pariser Frieden unterzeichnet, eine Erklärung erließen, sie würden diesen Frieden aufrecht erhalten. Am 11. März kam die Nachricht von Bonaparte's Landung in der Provence nach Wien. Stein schlug vor, man möge sich in der deutschen Verfassungsfrage schleunig über die wesentlichen Punkte vereinigen und sie bekannt machen, die nähere Entwicklung aber den versammelten Abgeordneten des Bundes überlassen. Die unterbrochenen Sitzungen der acht Mächte wurden wieder aufgenommen, eine Erklärung gegen Napoleon beschlossen und eine Commission zur Abfassung der Congreßacte niedergesetzt.

Am 13. März erklärten die acht Mächte, daß Napoleon durch seinen Einfall in Frankreich den Frieden gebrochen, den Schutz der Geseze verwirkt und bewiesen habe, daß es mit ihm weder Frieden noch Waffenstillstand gebe; er habe sich selbst als Feind und Störer des Friedens der Welt der öffentlichen Rache überliefert; sie würden den Frieden mit allen Mitteln herstellen und gegen jeden Angriff schützen. „Ein sonderbarer Wechsel der Dinge“, bemerkt Stein, „Er, der mich den 15. December 1808 ächtete, wird gegenwärtig in einen ähnlichen und viel schlimmeren

roth und unwillig. Sehr früh Morgens ließ er Stein zu sich rufen, zeigte ihm den Vertrag und sagte: „Ich habe auch den Fürsten Metternich zu mir entbieten lassen und wünsche, daß Sie bei dieser Unterredung als Zeuge zugegen sind.“ Bald darauf trat Metternich ein. Alexander zeigte ihm das Papier und fragte, ob er es kenne. Der Fürst verzog keine Miene und schwieg. Als er eine Wendung suchte und reden wollte, unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten: „Metternich, so lange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals mehr die Rede sein. Jetzt aber haben wir andere Dinge zu thun. Napoleon ist zurückgekehrt, es muß daher unser Bündniß fester sein als je.“ Mit diesen Worten warf er den Tractat in das neben ihm flackernde Kaminfeuer und entließ beide Minister.

Die großen Heere bildeten sich von Neuem und setzten sich gegen Frankreich in Bewegung. Ueber ihre Verpflegung gab Stein ein Gutachten, dessen Inhalt genehmigt ward und das mit dem *ceterum censeo* des treuen Mannes schloß: „Alle Maßregeln des Krieges, der Verpflegung, der Transporte, welche man von Deutschland erwartet, werden an Einheit und Nachdruck gewinnen, sie werden durch die öffentliche Meinung unterstützt werden, wenn man sie anknüpft — an eine Bundesverfassung und ein ständisches Central-Organ — es ist daher höchst nothwendig, es zu bilden.“ Auch in Bezug auf die Centralverwaltung der in Frankreich zu erobernden Landschaften ward Stein's Rath gehört und angenommen.

Preußen hatte sein Schwert schon gezogen. Gneisenau schrieb am 23. April der Prinzess Luise: „Wir stehen jetzt bereits mit 150,000 Mann an den Thoren Frankreichs und zwar mit 150,000 Preußen, deren Geist vortrefflich ist. Wären die Nachbar-Armeen von einem gleichen Geist beseelt, so würden wir bald wieder in Paris einziehen können. Ein bitterer Congreß-Nachgeschmack ist wohl vorherrschend, doch man muß sich bemühen, in die Zukunft zu blicken und die Vergangenheit zu vergessen. Was mich jetzt bekümmert, ist unsere gebotene Unthätigkeit, während der Feind seine politischen und militärischen Rüstungen mit Eifer betreibt.“

Die Verbündeten wollten nicht eher Loßschlagen, als bis ihre Heere in gleicher Entfernung von Paris wären. „Wir hoffen“, schreibt Stein an seine Frau, „daß die Anstrengungen der Verbündeten vom Erfolge werden gekrönt werden; aber sie sind deshalb nicht weniger schmerzlich und ungewiß — und man muß Alles von der Vorsehung erwarten.“ Ein paar Tage später, 7. April: „Dein Brief vom 31. v. M. zeigt viel Niedergeschlagenheit, meine liebe Freundin; ich bitte dich, ihr nicht dich hinzugeben; denn die Vorsehung hat uns aus schwierigeren Lagen gerettet und sie wird uns auch noch gnädig beschützen.“ Er hoffte zu Ende des Monats abzureisen, hatte schon seine Abschiedsbesuche begonnen — da bat ihn Alexander dringend, bis zur Beendigung der deutschen Angelegenheiten zu bleiben. Er blieb, drang auf Fortschritt, und in der That kamen im Laufe des Mai und Anfangs Junius die Verhandlungen über Landentschädigungen und Gebietsaustausche zum Abschluß. Auch die Bundesfrage mußte endlich zu irgend welcher Erledigung kommen.

Seit Stein's Vorschlag, daß man sich auf Feststellung der Hauptgrundsätze des Bundes beschränken und deren Ausbildung der Bundesversammlung übertragen solle, am Ende März gemacht war, hatten mehrere Staatsmänner neue Entwürfe einer Bundesverfassung vorgelegt. Einer war von Friedrich Schlegel, in welchem unter Anderem der katholischen Kirche große Aufmerksamkeit gewidmet, aber zugleich völlige Religionsgleichheit der Christen, Aufnahme der Juden in das deutsche Bürgerrecht verlangt war. Ein anderer von dem Schwerin'schen Minister von Pleßen zeugte von viel Einsicht und der besten Gesinnung. Humboldt gab einen Entwurf in 14 Artikeln, der aber einen ganzen Monat nicht zur Berathung kam. In einer neuen Ausgabe ward er dann am 1. Mai dem Fürsten Metternich übergeben. Auf Stein's Dringen kam er endlich zugleich mit Wessenberg's Gegenentwurf zur Berathung. Aus diesen beiden entstand dann durch gegenseitige Zugeständnisse ein dritter, der die wesentlichen Bestimmungen über den Zweck des Bundes ent-

hielt, jedenfalls aber nach Stein's Bemerkung zu viel von den Mediatisirten und zu wenig vom deutschen Volke sprach und über die landständischen Rechte und Verfassungen, einen Punkt, der bis dahin von Preußen und Oesterreich als wesentlich für die Freiheit und Ruhe Deutschlands angesehen und verfolgt worden war, nur den unbestimmten Satz enthielt: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen.“ Preußen erließ zu derselben Zeit seine „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks“ und bewies dadurch, daß es für jenen leeren Paragraphen der Bundesacte einen vollen Inhalt hatte. Stein machte das russische Cabinet auf den leeren Artikel aufmerksam und erinnerte, daß der Kaiser es anders gemeint habe. Indessen ward der Entwurf, nachdem er zwischen Oesterreich und Preußen vereinbart war, von den Gesandten der meisten Regierungen berathen, — und die Bundesacte ward am 10. Junius unterschrieben und besiegelt, von Preußen und Hannover mit dem Bedauern, daß sie den Wünschen nicht völlig entspreche, mit der Ueberzeugung, daß sie das Erreichbare enthalte, mit der Hoffnung, daß ihre Mängel noch durch die Bundesversammlung selbst beseitigt würden.

Die drei Monarchen hatten schon vorher Wien verlassen. Auch Stein war am 28. Mai abgereist, über Prag und Frankfurt nach Nassau. Am 20. Juni sah er zu Heidelberg, wo er den Kaiser Alexander im Hauptquartier besuchte, die Schlußacte und rügte sie. Ein paar Tage darauf sandte er von Frankfurt aus an den Kaiser eine Denkschrift, worin er die deutsche Bundesacte beurtheilte und den Kaiser zu kräftigeren Schritten für ihre Verbesserung zu bestimmen suchte. „Unsere neuen Gesetzgeber“, sagt er darin, „haben an die Stelle des alten deutschen Reiches mit einem Haupte, gesetzgebender Versammlung, Gerichtshöfen, einer inneren Einrichtung, die ein Ganzes bildete — einen deutschen Bund gesetzt, ohne Haupt, ohne Gerichtshöfe, schwach verbunden für die gemeine Bertheiligung. Die Rechte der Einzelnen sind durch nichts gesichert, als die unbestimmte Erklärung, „daß es Landstände geben solle“,

ohne daß etwas über deren Befugnisse festgestellt ist (Art. 13.), und durch eine Reihe Grundsätze (Art. 18.) über die Rechte jedes Deutschen, worunter man die Habeas corpus, die Abschaffung der Leibeigenschaft ausgelassen hat, und welche durch keine schützende Einrichtung verbürgt werden.

„Die Bildung des Bundestages, mag er als Bundesversammlung oder als Plenum handeln, gestattet nur schwer eine für Alle verbindliche Handlung, da die Fälle, welche Einstimmigkeit erheischen, so zahlreich und so unbestimmt ausgedrückt sind. Sie wird erfordert jedesmal, wo es sich darum handelt:

- a) Grundgesetze zu geben oder zu verändern,
- b) organische Bundeseinrichtungen zu schaffen,
- c) über Rechte Einzelner zu beschließen,
- d) über Gegenstände der Religion.

„Das Recht der Bündnisse einzelner Staaten mit Fremden wird allein durch die Verpflichtung beschränkt, keine Verbindungen einzugehen, welche gegen den Bund oder eins seiner Glieder gerichtet sind (Art. 11.). — Der Deutsche wird also sein Blut vergießen für seinem Lande fremde Streitigkeiten, wenn sein Fürst sich mit Frankreich oder England gegen eine andere Macht verbündet — er wird sogar verpflichtet sein, seinen Landsmann zu bekämpfen, wenn dessen Fürst sich mit dem Gegner verbunden hat.

„Von einer so fehlerhaften Verfassung läßt sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten, und man muß hoffen, daß die despotischen Grundsätze, von denen mehrere Cabinette sich noch nicht lösmachen können, nach und nach durch die öffentliche Meinung, die Freiheit der Presse und das Beispiel zerstört werden, welches mehrere Fürsten, besonders Preußen, geben zu wollen scheinen, indem sie ihren Untertanen eine weise und wohlthätige Verfassung ertheilen.“ ... Er weist schließlich darauf hin, wie Rußland im Stande sei, auf die Besserung der Bundesverfassung wohlthätig einzuwirken.

Der Congreß war beendet. Zu Alexander stand Stein wie früher, aber in seiner ungewissen Stellung, und bei der Neigung des Kaisers, seine Rathgeber zu wechseln, hatte Stein keine

Lust, zum zweiten Mal auf dem Zug nach Paris zu folgen. Kaiser Franz gab ihm das Großkreuz des St. Stephansordens als Anerkennung seiner in den Feldzügen 1813 und 1814 und auf dem Congreß der allgemeinen Sache geleisteten Dienste. Die verbündeten Herrscher hatten ihm eine Festung zugebacht, den Johannisberg im Rheingau, der durch die leipziger Schlacht aus dem Besitz des Marschalls Kellermann gekommen und wieder herrenlos geworden war. In dem Wunsche, dieses köstliche Gut zu besitzen, traf bald Gneisenau mit ihm zusammen. Es scheint Hardenberg's Schuld gewesen zu sein, daß die Sache nicht geordnet ward. Wir wissen, in wessen Hände der Johannisberg gekommen ist.

Was sollte nun werden, wenn Paris aufs Neue erobert würde? Stein war für die Herstellung Ludwig's XVIII. und empfahl, diese Gelegenheit zu benutzen, um Deutschland die im Laufe der Jahrhunderte verlorenen Länder deutscher Zungen wiederzugeben. Er sprach darüber im Hauptquartier mit Hardenberg, Humboldt, Gagern, Metternich. Alle stimmten bei, sogar der letztere, der jetzt, wie früher Preußen einen ähnlichen Antrag gestellt, ihm vorschlug, die Stelle des österreichischen Präsidialgesandten beim deutschen Bundestage einzunehmen. Auf der Rückreise nach Nassau traf er beim Pferdewechseln in Hattersheim zufällig mit dem englischen Gesandten Clancarty zusammen. Auch die wenigen Minuten benutzte er, dem Engländer den Gedanken der Zurückgabe des Elsass und Lothringens genießbar zu machen.

Unterdessen war die Schlacht bei Waterloo geschlagen. Blücher hatte das Unglaubliche geleistet, sein Heer zwei Tage nach der Niederlage bei Ligny, von welcher er selbst noch schmerzliche Spuren an seinem Leibe trug, Wellington zur Hülfe zu bringen. Es war eine furchtbare Arbeit. Die Wege waren grundlos. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort; das Geschütz machte unsägliche Beschwer. Der Zug rückte langsam voran und schon war Wellington von Napoleon heftig angegriffen und Blücher hatte ihm Hülfe versprochen. „Vorwärts! Kinder, vorwärts!“ rief der Jüngling in greisem Haare und feuerte

durch Blick und Wort an. Er flog hin und her, zu treiben, wo der Zug stockte. Es kam ein Murren der im Schlamm und Pfützen sich Fortarbeitenden, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl: es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Das war die Schlußfolgerung des eisernen Willens, der unverbrüchlichen Treue. Als Fürst Metternich später die Bemerkung machte, daß ein österreichisches Heer in ähnlicher Lage wenigstens sechs Wochen zu seiner kampffertigen Herstellung bedürfen würde, erwiderte Stein: daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute. Blücher kam noch zur rechten Zeit, um Wellington zu retten. Die Schlacht ward gewonnen. Die beiden Feldherren umarmten sich bei La belle Alliance. Gneisenau verfolgte den Feind die Nacht hindurch. Fast hätte er, unter den Vordersten, Napoleon gefangen genommen. Ohne Hut und Degen entsprang er seinem Wagen, sich zu Pferde zu retten. Alles, was er bei sich hatte, fiel in des Heeres Hände. „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden“, schrieb Blücher ein paar Tage darauf an Stein. „In drei Tagen habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte bestanden, noch drei Festungen eingeschlossen. Nur mein Eisernen Willen und den Beistand von Gneisenau sowie die Zuneigung der Truppen und ihre Bravour habe ich Alles zu danken; an Vorstellungen und Klagen über zu große Anstrengung und Gefahren hat es nicht gefehlt, aber dergleichen habe ich von der Hand gewiesen.“

Wer hat eigentlich den Sieg erfochten, Blücher oder Wellington? Wer hat die größere Ehre des Tags, die Deutschen oder die Engländer? In dem Wellington'schen Heere waren mehr als Engländer todesverachtende Norddeutsche, deutsche Legion, Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer. „Beide Heere“, sagt Perß, „fochten hier für dieselbe Sache, gegen denselben Feind,

sie kämpften als zwei Arme desselben Leibes, deren Verdienst sich nicht unterscheidet, und die heldenmüthige, kühle Ausdauer des Einen, das heldenmüthige, alle Hindernisse überwältigende Feuer des Andern stellen allen Zeiten ein hohes Vorbild auf, wie die deutschen Völker auf beiden Seiten des deutschen Meeres am Tage der Noth zu einander stehen und siegen sollen.“

Das deutsche Volkslied aber von der „Schlacht bei Waterloo“ singt:

Der Kaiser Napoleon bildet sich ein,
Ein unüberwindlicher Kaiser zu sein
Ähnie auf Erden.

Das hat der liebe, liebe Herrgott gethan,
Der macht Napoleon zum armen Mann,
Kann nicht mehr streiten.

Am 7. Juli zogen die verbündeten Heere in Paris ein. Die Monarchen waren noch zurück. Da hatten die Feldherren großen Einfluß auf den nächsten Gang der Ereignisse. Wellington benutzte denselben zu politischen Maßregeln. Er rief Ludwig XVIII. zurück, empfahl ihm Talleyrand zum Minister, schonte das Land, suchte sich die Franzosen zu gewinnen, um dann in ihren Angelegenheiten ein um so entscheidenderes Wort zu haben. Blücher, der sich auf die Diplomatie nicht verstand, suchte dagegen gut zu machen, was dieselbe im vergangenen Jahre verdorben, indem sie Frankreich mit empörender Milde behandelte, ließ seinem Franzosenhaß freien Lauf, legte der Stadt Paris eine Kriegsteuer von 40 Millionen Franken auf und befahl, die Brücke von Sena zu sprengen, auf das unterthänige Bitten der Pariser und auf die Vorstellungen Talleyrand's seinen Wunsch nicht verhehlend, dieser möge sich zuvor darauf setzen.

Der Einzug der beiden Kaiser und des Königs von Preußen am 10. Juli gebot den stolzen Wellen des deutschen Helden, sich zu legen. Die Brücke durfte stehen bleiben, mit verändertem Namen. Aber die Kunstwerke und die Schätze an Büchern und Handschriften, welche die Franzosen geraubt und in Paris als leere Schaustücke aufgestellt hatten, wanderten in ihre Heimath zurück.

Als nun die Friedensunterhandlungen beginnen sollten, wünschte

man, den bewährten Rath, die durchbringende Kraft Stein's in der Nähe zu haben. Dieser hatte schöne Sommertage in Nassau verlebt und das Emser Bad zur Stärkung seiner Gesundheit gebraucht. Im Juli kam Göthe nach Nassau, wie Arndt in seinen Erinnerungen erzählt. Er war von Frankfurt nach Weglar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten rührenden Jugendpfade von Werther's Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Lieblein bei sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Cavater und Basesow erklungen war:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er ins Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr von Stein, dies erfahrend, konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen, sondern ging hin und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag ansichirren und setzte sich mit ihm in den Wagen. Sie fuhren über Koblenz und Bonn nach Köln: die Reise war zu vergleichen der des eisernen und thönernen Topfes. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit neben einander her, ohne gegen einander zu stoßen. Göthe war äußerst liebenswürdig und freundlich mit Allen und zu Allen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte.

Bald darauf erhielt Stein Briefe von Paris. Gagern schrieb wie die deutsche Sache stehe. Hardenberg bat die „liebste Excellenz“, schleunig zu kommen. Capodistria war eben so dringend und konnte hinzufügen, daß Alexander es für sehr gut hielte, wenn Stein käme. Dieser brach, in der Hoffnung, seinem Vaterlande nützen zu können, am 10. August auf und kam am 14. in Paris an.

Hier hatten die Unterhandlungen schon begonnen. Oesterreich und Preußen auf der einen, England und Rußland auf der anderen Seite standen sich in ihrer Ansicht, unter welchen Be-

dingungen mit Frankreich Friede geschlossen werden sollte, schroff gegenüber. Das stand für alle fest, Frankreich müsse den verbündeten Mächten für den Krieg, den sie zur Wiederherstellung des europäischen Friedens führen gemußt, Entschädigungen bezahlen und eine Gewähr geben, daß es nicht abermals und nicht bei jeder Luftaufwallung des revolutionären Volks den Frieden störe. Schon in Nassau erhielt Stein eine Denkschrift des Generals von Carlowitz aus Frankfurt. Er setzte auseinander, daß man bei der ersten Einnahme von Paris zu mild mit Frankreich verfahren. Frankreich sei noch immer übermächtig; die Einheit der Nation, ihre Tapferkeit, ihr Talent zum Krieg und zu allen raschen, gewaltthätigen Unternehmungen gäben ihm vor allen Völkern Europa's eine entschiedene Superiorität, sobald nicht eine dreifach stärkere und ganz einige Coalition ihm entgegenstehe. Das Selbstgefühl der Franzosen müsse gedämpft, seine Macht geschwächt werden. Es müsse durch einen kalten richterlichen Spruch gestraft werden, durch eine Contribution von 1000 Millionen, durch Einnahme von Festungen, Unterhaltung der Besatzungen auf Kosten Frankreichs, bis die Contribution bezahlt sei. Aber man müsse Frankreich auch Land nehmen, „das Elsaß, den Lauf der Saar bis an die Vosges; vielleicht, wenn es nicht zu viel ist, Lothringen bis an die Maas, in Belgien einige Landstrecken und Festungen, welche die Gefahr für die beiden Gränznachbarn gleicher theilen.“ In demselben Sinne waren die Denkschriften der Minister verfaßt, Metternich's, Humboldt's, Hardenberg's, Gagern's, sowie des Kronprinzen von Württemberg. „Verlangt man nur Geld“, sagt Hardenberg, „so ist keine noch so hohe Summe eine hinreichende Entschädigung. Ein Volk, welches mehr Selbstsucht als Vaterlandsliebe hat, findet es weniger hart, Provinzen abzutreten, als Geld zu zahlen, da die Last einer Steuer auf Jedem fällt, dagegen die Abtretung einiger Departements nur auf das Ganze und die Regierung. Da dieser Fall offenbar in Frankreich stattfindet, so wird ihm eine Entschädigung nur in Geld viel härter erscheinen und wird für die Verbündeten weniger vortheilhaft sein, als theilweise

Landentschädigung. Außerdem ist der Franzose habüchtig, die Masse des Volks ist nicht reich. Fordert man von ihm eine starke Geldsumme, so wird es darüber unzufriedener sein, als wenn Frankreich im Ganzen einige Departements abtritt. Ich würde daher vorziehen, die entfernten Staaten des Bundes in Geld zu entschädigen und für die übrigen Land zu verlangen.“ Frankreich sei durch seine geographische Lage fortwährend eingeladen, erobernd über die Gränzen zu gehen. „Will man also einen dauerhaften und festen Frieden, wie man so oft angekündigt und ausgesprochen hat, will Frankreich selbst aufrichtig einen solchen Frieden mit seinen Nachbarn — so muß es seinen Nachbarn die Vertheidigung zurückgeben, die es ihnen genommen hat, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahrhaften Vertheidigungslinie finden, in den Vogesen und seinen beiden Festungslinien von der Maas bis zum Meere, und dann allein wird Frankreich ruhig bleiben.“ Der General von Knezebeck gab sein Urtheil ebenfalls. Es sei ein gefährlicher Irrthum, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; nie würden die Franzosen vergessen, daß sie unterjocht worden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht habe. Preußen insbesondere, seine Minister und selbst der König müßten sich die schwersten Vorwürfe machen, veräußerten sie die schwer erkaufte Gelegenheit, das Volk, welches so viel durch die Franzosen gelitten hat, auf deren Kosten zu erleichtern, eine Entschädigung für die Kriegskosten zu erhalten, einen Ersatz für die unzähligen Auflagen und Erpressungen, womit die Franzosen das Volk ausgezogen hatten, und die sich nach einer beigefügten Uebersicht auf 1181,228,574 Franken nachweisen ließen. Die in Frankreichs Hand gefährlichen Angriffspunkte werden gefahrlos und Vertheidigungsplätze in den Händen der deutschen Mächte, welche getheilt sind und deren mächtigste nur abgesonderte Landschaften am Rhein besitzen. Die Schleifung sei nicht hinreichend und schwer auszuführen. Den unvertheidigten Nachbarn könne man

nicht zumuthen, Festungen zu bauen. Gerecht sei es, der Macht, welche immer angreife, die Festungen zu nehmen.

Diesen vereinigten Bemühungen standen in fester Haltung England und Rußland mit der Ansicht gegenüber, eine Entschädigungssumme, eine zeitliche Besetzung des Landes, gewisse sittliche Garantien genügten, um den Frieden dauernd zu machen. Das englische Ministerium hatte von Ludwig XVIII. die Zusicherung des sofortigen Verbots des Negerhandels erhalten und hatte die Absicht, sich einen bleibenden Einfluß auf Frankreichs Politik zu sichern. Die englischen Diplomaten gingen darum mit Frankreich so glimpflich um, als es mit einigem Scheine des Rechtes nur möglich war. England konnte auch kein Stück französischen Landes zufallen, warum sollten sie sich für die Abtretung in Bewegung setzen? Alexander wünschte, sich Frankreich zu gewinnen, um sein Gewicht, wenn er einst gegen die Türken zur Befreiung der griechischen Christen auftreten würde, gegen England in die Waagschale legen zu können.

Stein kam nach Paris, ward von Alexander äußerst herzlich empfangen, durch die Denkschriften in den Gang der Unterhandlungen eingeweiht. Er legte alsbald dem Kaiser sein Gutachten vor. Er glaubte eine Mittellinie zu finden, wenn man die beiden Systeme einer beständigen Einnahme einer Kriegsgränze und einer zeitweisen Besetzung der Festungen vereinige. Das Letztere müsse man thun, um das regierende Haus zu stützen und die aufrührerischen Bewegungen zu bewältigen. Aber zur Sicherheit der Nachbarn sei es unerläßlich, die Gränze zu verändern, den Nachbarn die für die Vertheidigung unerläßlichen Punkte zu geben und Frankreich diejenigen zu nehmen, welche Angriffspunkte sind. Es werde hinreichen, dieser Veränderung sechs oder sieben Punkte zu unterwerfen.

Die deutschen Fürsten, namentlich Bayern, Württemberg, Baden, schlossen sich an Preußen, in der Hoffnung, durch seinen Beistand ein Stück des Elsaß zu erhalten. Sie verlangten Theil an den Unterhandlungen. Die Franzosen heßten gegen die Preußen, schmeichelten den Russen durch lügnerische Berichte

über Ausschweifungen der preußischen Truppen. Alexander stand unter dem Einfluß der Frau von Krüdener, die seinen Gang zum Mysticismus nährte. Gewiß war der Einfluß heilsam für seine eigene Seele. Aber es war schlimm, wie es immer schlimm ist, wenn die religiöse Stimmung in den Dienst eines bestimmten politischen Zweckes gebracht wird, daß Alexander die Meinung sich einreden ließ, er sei von Gott berufen, Frankreich gegenüber nur von Gnade zu wissen. Alle Versuche, Alexander umzustimmen, waren vergeblich. Gagern, der König von Preußen, Stein hatten Unterredungen mit ihm. Er blieb unbeweglich.

Da erklärte sich auch Oesterreich für das Nachgeben. Preußen stand allein und mußte nach, wenn es nicht den Krieg erneuern wollte. Hardenberg übergab seinen letzten Vorschlag. Er verlangte an die Niederlande Philippeville, Givet und Charlemont; Saarlouis an Preußen, welches auch Luxemburg erhalten sollte; Landau, Fort Louis, Bitsch, Hagenau und Weißenburg an Oesterreich; Hüningen an die Schweiz, Gex an Genf, das westliche Savoyen und Monaco an Sardinien; 1200 Millionen Kriegsschatzung.

Stein reiste, da keine Hoffnung war, zu erlangen, was Deutschlands Ehre forderte, am folgenden Tage ab und traf am 16. September in Nassau wieder ein.

Es gab neue Unterhandlungen, die noch mehr zu Gunsten Frankreichs ausschlugen. In der Conferenz vom 2. October vereinigten sich die fünf Mächte über die Gränze von 1790 mit gegenseitigen Abtretungen, so daß Landau, Saarlouis, Philippeville und Marienburg nebst Verfoir, Savoyen und Monaco von Frankreich abgetreten, Hüningen geschleift, dagegen Avignon, Venoissin und Mümpelgard bei Frankreich belassen, die Kriegsschatzung auf 700 Millionen festgesetzt und 17 Festungen von Cambrai bis Fort Louis durch 150,000 verbündete Truppen auf Frankreichs Kosten besetzt würden. Diese Maßregel sollte höchstens fünf Jahre dauern, aber nach drei Jahren reiflich überlegt werden, ob eine Abkürzung des Zeit-

raums zulässig sei. Nachdem die einzelnen Bestimmungen getroffen waren, erfolgte am 20. November der förmliche Abschluß des Friedens.

Wir schließen mit Perß:

„Für Deutschland ging aus diesen Kämpfen und Verhandlungen die theuer erkaupte Lehre hervor, daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünscht; daß zwar jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blut und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Noth gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden, daß aber, so wie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die nothwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß, daß die anderen Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen. Deutschland darf seine Hoffnung so wenig auf England als auf Rußland und Frankreich setzen, es darf auf Niemand rechnen, als auf sich selbst: erst wenn kein Deutscher mehr sich zu des Fremden Schildknappen erniedrigen mag, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle untergeordneten Rücksichten verstummen, wenn in Folge einträchtiger Gesinnung Ein starker Wille Deutschlands Geschichte lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seinen früheren großen Zeiten, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa stehen — bis dahin muß es dulden und schweigen.“

Während Stein, nach Nassau zurückgeehrt, sich damit beschäftigte, seinen Thurm auszubauen, seinen Waldbesitz abzurunden, den Tausch seines Gutes Birnbaum gegen die Domäne Rappenberg in Westphalen zu bewerkstelligen, während in diese friedliche Beschäftigung Cotta's Briefe aus Stuttgart ihm Kunde brachten von dem Verfassungskampfe,

der dort entbrannt war, und seinen Rath begehrten, ward er von einem Besuche überrascht, der ihn noch ein paar Tage aus seiner Stille hinausführte. Der Großherzog von Weimar kam zu Anfang Octobers nach Nassau und lud Stein zu einem Ausfluge nach Coblenz und Köln ein. Arndt erzählt uns von ihrem mehrtägigen Aufenthalte in Köln. Zwei geistreiche Männer waren da zusammen, aber Stein war mehr. Seine sittliche Kraft bewährte sich herrlich einem Manne gegenüber, der mit den heiligsten Dingen gern spielte. Der sittlich starke Stein gab der geistreichen Frivolität des Fürsten nicht nach. Ward er angeschlagen, so sprühte er Funken heiligen Zornes, daß der Graf Solms nach einer Gesellschaft, in welcher der Fürst und der Freiherr zusammen waren, zu Arndt sagte: Nein, wie der mit Fürsten umgeht! mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde Scenen geben. Der Herzog, so berichtet Perß, kam unter Anderm auf den Königberger Zacharias Werner zu sprechen, der, durch seinen Lebenswandel erschöpft, in Frankfurt katholischer Priester geworden war und noch manches Jahr in Wien als Kanzelredner durch zweideutige Andachtspredigten die lüsternen, abgelebten Weltkinder um sich versammelt hat. Der Herzog erzählte eine Menge anstößiger Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte, Alles in seiner leichtfertigen und lockeren Weise, so daß Stein der Ramm schwoll. „Der arme dünnschälige Kerl“, sagte der Herzog, „hatte sich eingebildet, er müsse in einer Art leiblicher Seelenwanderung durch alle weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, welche Gott recht eigentlich für ihn erschaffen habe. Das war so seine dichterische Naturlehre.“ Stein fiel ein: „Sie sollten sagen: es war eine fürstliche!“ Der Herzog schloß mit der Nutzenwendung, daß eigentlich jeder Mann Mehnlisches durchgemacht habe; „und Sie“, wendete er sich zu Stein, „haben auch nicht wie ein Joseph gelebt!“ — „Wenn das wäre“, erwiderte Stein, „so ginge es Niemand etwas an; aber ich habe in meiner Jugend sittlich gelebt, und immer einen Abscheu

gegen schmutzige Gespräche gehabt, und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren führe.“ Der Herzog verstummte. Es folgte eine Todtenstille. Nach zwei Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort. Den Anwesenden aber war es heiß und kalt geworden, und der Oberst von Ende gestand beim Nachhausegehn seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer einer Batterie, als solche Reden aushalten.

Als die rauhe Jahreszeit eintraf, siedelte Stein nach Frankfurt über, wo die Eröffnung des Bundestages zu erwarten stand. Fürst Metternich trug ihm wiederholt die Präsidentenstelle bei der deutschen Bundesversammlung an. Er lehnte sie ab, weil er Preußen nicht untreu werden wollte, was, wenn er der österreichischen Politik treu sein wollte, nothwendig gewesen wäre. Fürst Hardenberg bot ihm die Stelle des preußischen Bundestagsgesandten an. Der rheinische Mercur verkündete schon, Stein werde nach Frankfurt gehn, zugleich Zeuge und Gewähr der aufrichtigen Gesinnung, die Preußen hege, und der Herzog von Anhalt-Deßau bezeugte ihm schriftlich seine Freude darüber, da er auf diesen für Deutschland so günstigen Umstand, wo nicht einzig, doch größtentheils die Hoffnung baue, daß aus den Bundesverhandlungen noch recht viel Gutes und Treffliches für unser gemeinsames Vaterland hervorgehn werde; aber er lehnte die Stelle ab, hauptsächlich, weil er sich nicht von Hardenberg abhängig machen wollte, einem Manne, den er nicht achtete und dem er zutraute, daß er ihn bei irgend einer Veranlassung aufopfern würde.

Daß es dem König damals Ernst war, Stein sein Vertrauen zu beweisen, zeigte sich, als am 17. und 18. Januar 1816 zum erstenmal seit den Kriegen das Krönungs- und Ordensfest zugleich als Friedens- und Dankfest gefeiert ward. Als die Geistlichen die großen Begebenheiten der letzten Jahre vor der glänzenden Versammlung geschildert hatten und die Verordnungen über die Stiftung des eisernen Kreuzes und die Er-

haltung eines ehrenvollen Andenkens der Geliebten gelesen waren, wurden die Namen der Männer genannt, denen der König seinen und des Vaterlandes Dank bezeugen wollte. Zuerst erklang der Name Steins. Er war der Einzige, der mit dem schwarzen Adler-Orden geschmückt ward. Der 80jährige Kriegsrath Scheffner in Königsberg war voll Freude und schickte Stein die Briefe, die er im December 1808 mit dem König gewechselt hatte, diesen zu veranlassen, daß er Stein in jener verhängnißvollen Zeit durch diesen Orden sein Vertrauen bezeuge.

Im April 1816 ging Stein nach Nassau zurück und blieb bis in den November. Mit den großen politischen Angelegenheiten blieb er durch Briefwechsel, wie mit Capodistria, im Verkehr. Bedeutende Männer, wie Sack, Gneisenau, Perthes, kamen zu ihm. Die Verfassungsangelegenheiten in Würtemberg, Baden, Frankfurt, Kurhessen beschäftigten ihn, weil man überall seinen Rath begehrte. Persönlich theilhaftig war er, in Nassau das Verfassungsleben zu fördern und den Widerstand, der ihm entgegengesetzt ward, zu brechen. Garten, Haus, Thurm gaben ihm äußerliche Beschäftigung. Die Ruhe führte ihn zur Wissenschaft zurück und seine lebhafteste Theilnahme schenkte er der deutschen Geschichte. Er vervollständigte seine Büchersammlung, forschte in den Quellen, lehrte nach dem, was er aus seinen Quellenstudien sich niedergeschrieben hatte, seine Töchter und ihre Gespielinnen Geschichte und bewegte den Gedanken, eine zweckmäßige Sammlung der Quellschriftsteller deutscher Geschichte zu veranstalten, in sich, dem er nachher so viel Zeit, Kraft und Geld weihte. Am 21. August erfolgte die vorläufige Uebergabe Rappenburgs. Nun eröffnete sich vor ihm ein neues Feld der Thätigkeit. Das Schloß war einzurichten, der Garten herzustellen, die Wege mußten gebessert werden und die großen Wälder nahmen besonders seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er gewann einen kräftigen, feurigen, unermüdeten Mann als Forstbeamten und Stein's Wunsch bei seiner Bestallung, „der liebe Gott möge alle seine Ausführungen mit seinem Segen begleiten“, blieb nicht ohne Erfüllung.

Im November kehrte er nach Frankfurt zurück. Diese Stadt nahm ihn in dankbarer Erinnerung der großen Dienste, die Stein ihr geleistet, unter ihre Ehrenbürger auf. Der König von Württemberg war gestorben. Der junge König wünschte über die ständischen Angelegenheiten mit Stein zu sprechen. Er reiste Ende Februar 1817 nach Stuttgart.

Im Jahre 1817 hatte er das Unglück, auf dem rechten Auge zu erblinden. Dieses Hungerjahr brachte auch nach Nassau große Noth. Haufen hungernder Frauen und Kinder erschienen täglich in dem Flecken und auf dem Stein'schen Hofe, wo man nach Möglichkeit half. Stein ließ die Arbeiten am Thurmbau in außerordentlichen Betrieb setzen, um den Arbeitern Erwerb zu gewähren.

Das Jahr 1818 führte die Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland und die Minister Frankreichs und Englands nach Aachen zu einem Congresse. Gneisenau benutzte eine zuverlässige Gelegenheit, Stein seiner alten treulichen Anhänglichkeit zu versichern und „über die Angelegenheiten des Tages zu reden, ohne daß polizeiliche Neugierde zu erforschen strebe, was er ihm schreibe.“ So weit war es bereits gekommen, daß ein Gneisenau an einen Stein nicht schreiben konnte ohne die Gefahr der Verletzung des Briefgeheimnisses! Es heißt in diesem Briefe: „Es ist dringend nöthig, daß ein solcher Mann wie G. G. den Kaiser Alexander warne, daß er nicht Europa der Gefahr neuer Erschütterungen aussetze. Nur eine Stimme wie die Ihrige hat ein volles Gewicht bei ihm. In freiwilliger Zurückgezogenheit lebend, können Sie nicht ehrgeiziger Absichten beschuldigt werden; die Fülle der Rede wohnt Ihnen inne, und der vielseitige Ausdruck in derjenigen Sprache steht Ihnen zu Gebot, in welcher allein der Kaiser denkt und schreibt. Es ist übrigens so natürlich, daß Sie dem Kaiser, bei seiner Reise nach Deutschland, Ihre Huldigung bezeugen.“ — — — „Herr von Mirbach hat mir von einigen Entwürfen des rheinisch-westphälischen Adels, sich näher zusammenzuthun, geredet. In solchen Zeiten müssen allerdings die Standesinteressen auf eine verständige und billige

Weise sich aneinander schließen und gegen ungerechte Zumuthungen sich verwahren; es dünkt mir indessen, daß eine solche Verbindung mehr noch auf moralische Zwecke gerichtet sein müsse, damit der Stand durchweg Achtung gebiete und jeder Einzelne desselben durch die von der Genossenschaft angenommenen Grundsätze in seiner Moralität aufrecht erhalten oder ausgestoßen werde. Es scheint mir demnach, daß ein solcher Verein auf folgende Hauptgrundsätze sich stützen und danach sich gestalten müsse. Eine Anzahl leitender, Achtung gebietender Männer treten zusammen und bilden, unter Einladung ihrer Standesgenossen zum Beitritt, einen Bund, der es seinen Gliedern zum unverbrüchlichen Geßetz macht, nie zu lügen, selbst nie eine unschädliche Unwahrheit zu sagen, keine unmoralische Handlung irgend einer Art zu begehen, unter sich nur Handschlag und mündliches Wort gelten zu lassen, in keine Verbindung gegen die Regierung sich einzulassen, mit Ausnahme der Anklage gegen schlechte und unfähige Staatsbeamten, der Regierung zu allen löblichen Zwecken Kopf und Arm zu widmen, seinen Kindern eine so viel möglich gute Erziehung zu geben und die öffentlichen Anstalten zu solchem Zweck zu vervollkommen, die Wissenschaften und ihre Beförderer zu ehren, die Guts-Einsassen mild zu behandeln und mit Rath und That zu unterstützen, seine ärmeren Standesgenossen zu unterstützen u. Dieses wären die ersten wahren Umrisse der Gestaltung eines solchen Bundes, eines ächten Legebundes.“

Alexander selbst ließ Stein durch Capodistria schriftlich nach Aachen einladen. Stein reiste am 30. October von Nassau aus dorthin. Der Kaiser nahm ihn mit großer Güte und Freundlichkeit auf. Sie hatten ernste, auf gegenseitiges Vertrauen begründete Unterredungen über die Angelegenheiten der Zeit. „Der Kaiser“, erzählt Verh, „begehrte Steins Meinung über einen handschriftlichen Aufsatz Stourdzja's über die deutschen Universitäten. Stein äußerte, er enthalte manches Gute, sei aber einseitig, mehr beredt als gründlich; seien gleich die deutschen Pamphletisten wegen ihres Jakobinismus zu tadeln,

die Versuche einer gewissen Schule, die Jugend irre zu führen, strafbar, so sei doch die Masse der Nation, der Adel, Bürger und Bauer, besonnen, ruhig und treu, übrigens mißvergünstigt, denn ihnen haben die Regierungen zwar Vieles versprochen, aber noch wenig gehalten. Lobenswerther sei das Betragen der süddeutschen Regierungen; die preussische, am raschesten im Zusage, sei im Erfüllen ganz erstarrt. — Der Kaiser tadelte diese Unthätigkeit, versprach, sich darüber gegen den König zu äußern, sagte, man müsse die liberalen Ideen in das Leben bringen, aber sich an die Spitze der Frage stellen und auch für die Aufrechthaltung des Ansehns der Regenten sorgen. Hiergegen hatte Stein nichts einzuwenden; er war damit einverstanden, daß gegen die Volksverderber die bestehenden Gesetze mit Nachdruck angewendet würden, hielt es jedoch für ungleich wichtiger, daß die Regierungen ihren Verpflichtungen nachkämen und dadurch die gerechte Unzufriedenheit in ihrer Quelle verschlössen.“ Höchst schmerzlich war es ihm, die Mißachtung gegen Preußen zu bemerken, welche die fremden Staatsmänner aussprachen. Dem Staatskanzler Hardenberg maß er selbst große Schuld bei, und es ist bezeichnend für Steins durchaus sittliche Auffassung der Dinge, wenn er sagt: „Zu diesem Allem kam die scandalöse Erscheinung vor den Augen des versammelten Europa, der durch die Stufenleiter des Theaters, des Maitreffenlebens, zur Fürstin vorgerückten, unbeholfenen, unangenehmen Frau des Staatskanzlers, und dessen Unverschämtheit, den jungen Thronerben zu einem feierlichen Gastmahle zu bitten, wo diese Person repräsentirte.“ Aber Stein's Liebe zum König blieb ungetrübt. Als er von einer vertrauten Conferenz des Königs und der beiden Kaiser heraustrat, wendete er sich zum Geh.-Leg.-Rath Eichhorn mit den Worten: „Sie wissen, wie viel ich auf den Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der erste und beste von allen, der ist ganz wahr und treu und ehrlich.“

Im November kehrte Stein, nach einem kurzen Aufenthalt in Nassau, nach Frankfurt zurück.

Achtes Capitel.

Stein in den Jahren der mächtig werdenden Reaction.

Im Sommer 1819 ward die Domäne Rappenberg in Westphalen, welche Stein erworben hatte, ihm übergeben. Er befand sich noch dort mit der neuen Einrichtung beschäftigt, als ihm die heftige Erkrankung seiner Frau gemeldet ward. Er kam noch zur rechten Stunde in Nassau an, um Abschied zu nehmen und Zeuge ihrer letzten Augenblicke zu sein. Sie starb am 15. September, wie Stein schrieb, mit der Ruhe und dem innern Frieden, den frommes Vertrauen auf unsern göttlichen Erlöser und das Bewußtsein gewähren eines der Erfüllung der Pflicht mit zarter Gewissenhaftigkeit geweihten Lebens. Sie war in ihrem 47. Jahre. Sechszwanzig Jahre hatte der Ehebund gedauert. Stein drängte der Schmerz, ihr Bild zu entwerfen. Er beginnt mit dem Worte des Apostels: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ „Der Inhalt ihres ganzen Lebens“, sagt er, „war Glaube, der durch die Liebe thätig ist; aus diesem entsprangen die Tugenden, die die Berewigte zierten: Seelen-Adel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils; — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus, und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen. Besaß sie gleich in ihrer Jugend eine ausgezeichnet edle, schöne Gestalt, und lebte sie in den Zerstreungen der großen Welt, so gab sie doch nie auch das leiseste Gehör den Verführungen der Eitelkeit und Gefallsucht, sondern war immer die fromme, zarte, treue Tochter, Schwester und Gattin, in gleicher Reinheit und Anspruchslosigkeit. Die Richtung ihres ganzen Wesens ging